

**Joachimsthaler, Jürgen: Text-Ränder: die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur.** 3 Bde. Heidelberg: Winter, 2011 (Probleme der Dichtung, 46). Band 1: 483 S., Band 2: 461 S., Band 3: 476 S.

Je weniger Mitteleuropa ein sich von selbst verstehender Identitätsrahmen ist, desto mehr kommt es ins kulturwissenschaftliche Gespräch. Das ist weder ein wissenschaftlicher noch gedächtnisgeschichtlicher Widerspruch, und so kommt Jürgen Joachimsthalers gut 1400 Seiten (davon annähernd 150 Seiten Bibliographie) umfassender Großversuch „Text-Ränder. Die kulturelle Vielfalt in Mitteleuropa als Darstellungsproblem deutscher Literatur“ zur rechten Zeit. Bekannte Germanisten wie Jacques le Rider oder Hubert Orłowski, berühmte Autoren wie György Konrád oder Claudio Magris lieferten Vorlagen, Initiativen wie die der Olsztyner Historiker von Borussia und Kazimierz Brakoniecki Bild vom „Atlantis des Nordens“ für das untergegangene multikulturelle Ostpreußen, aber auch Historiker wie Karl Schlögel und Andreas Kossert, überwandten die nationalen Schutzdämme der Kulturgeschichtsschreibung. Die neuere mitteleuropäische Inspiration von Germanistik und Literaturwissenschaft hat sich von Josef Nadler, dem lästigen, aber „brillanten Sündenbock“ (Walter Schmitz) emanzipiert. Doch unvergessen bleibt in diesem Zusammenhang Paul Celans brieflich verbürgtes, skeptisch auch gegen Johannes Bobrowskis Poetik eines nordosteuropäischen Kulturraumes gewandtes Veto gegen jedwede Neuauflage von Stammes- und Landschaftsgeschichte.

Für die Quellenforschung und Kulturgeschichtsschreibung der mitteleuropäischen Vielfalt, für das Bergen, Deuten und Erzählen des positivistisch nicht Fassbaren, häufig Verdrängten, hätte die erste ‚Kulturwissenschaft‘ des beginnenden 20. Jahrhunderts, z.B. W. Benjamins Kulturarchäologie oder A. Warburgs Psychohistorie und ebenso die Psychoanalyse methodische Wegbereiter sein können: Vielleicht wären auf diesen Wegen nach 1945 manche nationale und ethnozentristische Verkürzungen vermieden worden. Auch bei Jürgen Joachimsthaler bleiben sie unerwähnt, dennoch scheint er viele seiner Vorläufer und Mitstreiter in Sachen Mitteleuropäistik zu übertreffen, was Quellenreichtum und methodologische Reichweite angeht. Vor allem aber, und das schon im ersten Satz, enteignet er den Begriff ‚Mitteleuropa‘ seiner österreichischen Prägung und bestimmt es als das bis zum Ersten Weltkrieg von den drei Mächten Preußen/Deutsches Reich, Russisches Reich und Österreich-Ungarn beherrschte Territorium im mittleren Europa, das ihn primär als Gegenstand deutschsprachiger Literatur interessiert. Da die Geschichte Mitteleuropas in wenig anderen Bereichen so schwankend war wie in der Stabilität von Staatsgrenzen, wäre hier nichts so falsch, wie die Annahme einer Identität von Staat und Nation. Da außerdem gerade die Viel- und Mehrsprachigkeit eines der mitteleuropäischen Aushängeschilder ist, können alle die Kritiker beruhigt werden, die sich vor einer etwaigen Re-Germanisierung der kulturwissenschaftlichen Mitteleuropaforschung fürchten. Der Verfasser der dreibändigen Studie schaut nicht nur über Landes-, sondern als interkulturell gebildeter Germanist auch über Text-Ränder. Im Gegenlauf zur berüchtigten Stereotypie, wie sie etwa die Sentenz „Wo sich aufhört das Kultur, fängt sich an der Masur“ anklingen lässt, wendet er sich gerade auch singulären Literaten wie beispielsweise dem polnischen ‚autochthonen‘ Regionalisten Erwin Kruk zu, dem ‚letzten‘ Masuren Polens. Joachimsthalers Mitteleuropa kann, so viel soll bis hier schon gesagt sein, Spaß bereiten. Aber, wie bündelt und wie strukturiert er seine Textauswahl und -deutung, wie stichhaltig und originell sind seine Beispiele und wie zuverlässig seine Methoden. Die übergeordnete

Gliederung sieht so aus: Band 1 geht es um „Schreib-Weisen“, Band 2 um (Post-)koloniale Textur und Band 3 um so genannte „Dritte Räume“.

Topographischer Ausgangspunkt in Band 1 ist Myslowitz, das schlesische „Dreiländereck“ unweit von Katowice, dessen polnisch, jiddisch, ukrainisch, russisch, deutsch und tschechisch sprechende, mehrheitlich katholische, aber eben auch evangelische und jüdische Bevölkerung die mitteleuropäische Gemengelange sinnfällig vor Augen führt. Von hier ist das historisch jüdisch geprägte Kattowitz nah, aber auch Auschwitz/Oswi cim, wo schon während des Ersten Weltkriegs Auffang- und Entlausungslager für Kriegsgefangene gebaut worden waren, bevor der deutsche Nationalsozialismus sein berüchtigtes System von Konzentrations- und Vernichtungslager installierte. Die Studie macht hier die freilich imaginäre „Mitte Europas“ aus, die in Julius Fischers schlesisch konnotierter Verserzählung *Drei Adler*, beim „Regionalideologen“ Robert Kurpiun und weitaus bekannter bei Theodor Fontane (*Vor dem Sturm*), dem großen Geschichtsschreiber der deutsch-polnischen Interaktionen, literarische Gedächtnisorte fand. Diese und weitere *Text-Ränder* erkundet der Verfasser als „jene Zeichen, Signifikanten, Worte und Benennungen, die innerhalb des Textes eine Grenze dessen markieren, was im Text textualisiert wird“ (S. 62). Mit *Text-Rand* soll der philologisch engere Textbegriff erweitert, Darstellungsgrenzen und -aporien des Mitteleuropäischen gekennzeichnet und darüber hinaus der hier erwähnte, eher implizit genutzte ‚spatial turn‘ der Kulturwissenschaften ins Spiel gebracht werden. Wo Texte zu Text-Rändern und Text-Ränder zentral werden, offenbaren sich komplexe Schreibweisen, wie sie etwa die mitteleuropäische Textur des mittleren Thomas Mannschen Oeuvres verbirgt. Der Geist des wilhelminischen Deutschlands zielte vor allem auf die Idee der Nation als geschlossener Entität, die mittels „innerer Kolonisation“ gegen alle ihr entgegen stehenden Fakten ins Feld geführt wurde (vgl. S. 81): als da etwa seien sorbische, litauische, polnische Einflüsse bzw. Minderheiten, sei es die schlesische Multikulturalität, seien es tschechisch-chodische Traditionen, seien es kaschubische oder masurische Kulturinseln. Entlang dieser Felder bzw. „Text-Reihen“ (vgl. S. 107) exerziert die Studie einen (notwendigen) Methodenmix aus „Motiv- und Stoffgeschichte mit quellengestützter, diskursanalytisch geprägter sozial- und kulturhistorischer“ Ausrichtung, die „Imagologie und Alteritätsforschung“ (S. 131f.) einbindet und Anleihen bei den post-colonial studies nimmt. Einer der Vorzüge von Joachimsthalers Studie ist damit aber noch nicht benannt, nämlich, wie präzise, die Tradition der Hermeneutik variierend, ihre Methode des Ineinanderschiebens von Textwelten und außertextuellen Realitäten die immer wieder versuchte Inanspruchnahme von Literatur für Nationalpolitik kritisch spiegelt.

Interkulturalität ist für Joachimsthaler nicht der Sonderfall von Migration im 20./21. Jahrhundert oder der Regelfall der neueren interkulturellen Literaturwissenschaft, sondern interkulturell ist das so genannte Nationale im mittleren Europa, das an Text-Rändern und nicht der Text-Mitte ausgemacht wird. Offenen Texturen wie denen Hamanns, Herders und Jean Pauls stehen dem in Deutschland dominierenden Polenbild entgegen, einer geschlossenen Textur, die deutsch und polnisch einander bipolar gegenüber stellt, was Gustav Freytags Gassenhauer *Sein und Haben*, die „Bibel des Bürgertums“ (Sabina Becker), anschaulich machte. Noch problematischer agierte die so genannte Ostmarkenliteratur, der Deutschtum ein Schutzwall gegen die sarmatische bzw. slawische Welt war (vgl. S. 190ff.). Auch in Theodor Fontanes und Wilhelm Rabes Werk haben solche Ideologeme, wenn auch maßvoller, Spuren hinterlassen haben. Ihnen stellt der Verfasser Adam Mickiewicz's episches Gedicht *Konrad Wallenrod* entgegen, das die Kolonialpolitik des Deutschen Ordens als solche unter Bann stellt. Die nationalistische Perspektive ist

auch der polnischen Literatur nicht unbekannt, wie bisweilen auch in Henryk Sienkiewiczs *Krzyacy* (Die Kreuzritter) nachzulesen.

Schließlich widmet sich Band 1 ausführlich der strukturellen Bedeutung solcher Palimpseste, wie sie der Topos der Pruzzen in der deutschen Literatur, aber auch die Literatur der Sorben bzw. das Schreiben über sorbische (wendische) Kultur hervorgebracht haben. Dagegen verwahrte sich die nationalsozialistische Literatur, die in völkischem Geist das freiheitliche Wesen der Pruzzen vereinnahmte, dessen Erben die wackeren Neupreußen angetreten, das sich im deutschen Blut erhalten habe (vgl. S. 202f.): Solche Geschichtsschreibung schwankte zwischen ausbeuterischer Aneignung des irgendwie Anderen und narzisstischer Erfindung des vermeintlich Eigenen.

Der zweite Band fokussiert die Genese litauischer und oberschlesischer literarischer Selbstverständigung sowie der (post)kolonialen Aspekte deutscher Literatur. An Kristijonas Donelaitis (*Die Jahreszeiten. Ein litauisches Epos*, u.a. von Alina Kuzborska (Olsztyn) erforscht), dessen Muttersprache deutsch und dessen Literatursprache vorwiegend litauisch war, vor allem aber in Hermann Sudermanns Erinnerungen wird der Doppelcharakter von ‚litauisch‘ im deutschen Sprachraum greifbar: Es meint die ethnisch meist deutsche Bevölkerung preußisch Litauens und die ethnischen Litauer. Die deutsche Stereotypie verfuhr mit der litauische Minderheit ‚gnädiger‘ als mit den rebellischen Polen; schon Lessing lobte die litauischen Lieder (Dainos), und Herder lenkte die Aufmerksamkeit auf die baltische Volkspoesie. Preußen schrieb sich zu Buche, die Entwicklung der litauischen Schriftsprache gefördert zu haben. Für Ernst Wichert (1831–1902), dem die Entlithuanisierung Litauens unumgänglich war, – litauische bedeutete ihm so viel wie rückständig, diagnostiziert Joachimsthaler: „der gebildete Litauer hatte außerhalb der Text-Ränder zu bleiben“ (S. 36). Während unter den deutschen Autoren, die Litauen literarisierten, Rolf Lauckner eher unbekannt blieb, Alfred Brust allenfalls halb bekannt und Wilhelm Storost (Vilius Storosta) vor allem Sudermann-Forschern bekannt wurde, schrieb Johannes Bobrowski in seinen Gedichten, aber auch mit seinem Roman *Litauische Claviere* wohl das vorläufig letzte, aber bekannteste Kapitel der deutsch-litauischen Spiegelgeschichte. Freilich, auch er ging vom deutschen Standpunkt aus; Erfahrungen als Kriegsteilnehmer und Jugenderlebnisse im Memelland bildeten seinen doppelten Ausgangspunkt. Bobrowskis litauische Anverwandlungen jedenfalls sind, und das war bis dato neu, selbstreflexiv und vorsichtig abwägend, sie verweisen die deutsche Ostmarkenliteratur in die Schublade literarischer Geschichtsklitterung. An der „Rückseite der Ostmarkenliteratur“ (S. 147–262) verortet die Studie polnische Stimmen, etwa die von Bolesław Prus, oder eben deutsche Literatur, die sich der zahlreichen polnisch-deutschen Familiengeschichten, also der „Mischung“, bewusst sind (z.B. H. Sudermann, R. Skowronnek, J. Karwath), aber auch Gegenwartsliteratur (J. Hermann, T. Dücker oder D. Forte). Nicht allen, aber immerhin einigen gelang der Bruch mit der unseligen Tradition der „Alterisierung“, die als einziges Ziel die nationale Selbstinszenierung verfolgte.

Ein langes Kapitel widmet der Verfasser dem „Fall Oberschlesien“, mit dem Band 2 – „(post)koloniale Textur“ – abschließt. Hier erweist sich als Stärke seines Vorgehens, intellektuelle Regionalisten wie K. Kaisig, A. Jelitto und R. Kurpiun ins Zentrum zu stellen, denen originelle Beiträge zur oberschlesischen Kultur, allerdings im Sinne der germanisierenden Kulturarbeit, gelangen: Kaisig als engagiertem Bibliothekar in der oberschlesischen Provinz, Jelitto als Lehrer und Kurpiun als Dramatiker, Lyriker und Prosaist, ein gebürtiger Ostpreuße, der seit den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts Lehrer in Oberschlesien war, wo seine literarische Karriere begann. Kurpiuns Roman *Der Mutter Blut*, Erstauflage 1909, gelang die lang ersehnte Literarisierung Oberschlesiens: „Der

Erfolg war berechenbar und doch berauschend. Die vaterländische Presse (und nicht nur sie) war – weit über Oberschlesien hinaus – begeistert, die Regierung in Oppeln ließ das Buch sogleich mit lobenden Worten an alle Volksbüchereien verteilen [...]“ (S. 404). Es wurde quasi zum ‚Kampfbuch‘ gegen die polnischen Ansprüche und bekam zur Zeit der oberschlesischen Abstimmung politische Aktualität. Kritik an den Deutschnationalen kennt es nur in Form des Vorwurfs, „sich zu wenig um die ‚deutsche‘ Kultur in Oberschlesien gekümmert“ zu haben (S. 446). Der im Roman in Szene gesetzte „Kampf ums Dasein“ setzt die Polen in die Rolle der Angreifer, denen die „piastische Option“ unterstellt wird: die Wiedererrichtung eines polnischen Staates, das „territorial dem Piastenreich um 1000 n. Chr.“ hätte entsprechen sollen (S. 456). Dem Nationalsozialismus war schon das Zugeständnis deutsch-polnischer Mischungen in Oberschlesien obsolet, seine Ideologie zielte auf Reinrassigkeit. W. Wirbitzky beschrieb 1935 die Folgen der oberschlesischen Teilung in apokalyptisch anti-polnischer Manier: „Und schon wälzte sich die slawische Flut aus dem Osten wie klebrige Jauche über das gequälte Stück deutscher Erde.“ (Vgl. Bd. 3, S. 30)

Der dritte Band befragt Mitteleuropa als postmoderne Literaturlandschaft. Beginnend mit „Kurpiuns Erben“ und der Sicht auf Oberschlesien als drittem Raum, liest der Verfasser in Werken von A. Bronnen, A. Scholtis, gelangt von H. Bienek und Wirbitzky auch zu Janosch. Wobei die Einreihung von Bienek und Janosch hier manche Fragen aufwirft, behauptet etwa Janosch für sich und seine Familie eine polnische Option. Bindeglied dieser Text-Reihung ist wohl das Bekenntnis zur Mischung als oberschlesische Identität. Wie Joachimsthaler am Beispiel des polnisch-masurischen Dichters Michał Kajka (1858–1940), von Zbigniew Chojnowski ediert, zeigen will, gab es Tendenzen zur ‚Zwangs-Kanonisierung‘ durch die damals in Polen herrschende Nomenklatura. Das agrarische Masuren und das hoch industrialisierte Oberschlesien prägten unterschiedliche Lebensläufe; im Falle der Masuren führten sie zu einem starken Zuzug nach Königsberg oder zur Auswanderung nach Westdeutschland sowie zum Imago reiner Natur-Landschaft. Günter Grass’ Werk wiederum ist nicht nur eine Hommage an den städtischen Kosmos seiner Heimatstadt Danzig, des heutigen Gdańsk, sondern auch die verschmitzte, schelmenhafte Mythisierung und Verewigung der matriarchalen (kaschubischen) Urahnin Anna Bronski, von der noch im Roman *Die Rättin* (1986) die Rede ist, als ewiger und gewissermaßen unsterblicher Alten. Grass’ Kunst zeichnet sich im Unterschied zu vielen anderen in dieser Studie erörterten Autoren dadurch aus, dass das regionale, hier das kaschubische, Element nicht rein topographisch, sondern auch als „entfesselte Körperlichkeit und Sexualität“ (S. 142) erzählt, also ästhetisiert wird.

Im resümierenden Teil wird der vom Olsztyner Autor Kazimierz Brakoniecki ins Spiel gebrachte Topos des wieder zu entdeckenden „Atlantis des Nordens“ für die Beschäftigung mit mitteleuropäischer Vielfalt aufgegriffen, für Joachimsthaler „eine eigenartige Variation Lebenswelten utopisch überlagernden Multikulturalitätsbewusstseins“ (S. 273).

Ein enzyklopädisch wirkendes Register und eine beeindruckend umfangreiche, leider wenig gegliederte Bibliographie schließen den Band ab; wünschenswert wären Kurzbiographien der behandelten Autorinnen und Autoren gewesen. Joachimsthalers Studie bestätigt und bereichert die ‚mitteleuropäische Wende‘ der Germanistik und die Abkehr vom nationalphilologischen Dogma durch eine solide und in der Quellenrecherche ausgesprochen originelle Studie. Stilistisch vermittelt sie zwischen textgenauer, notwendig umständlicher Deutung und einem sehr anschaulichen, weit gefassten kulturhistorischem Blick. Das gelungene Zusammenspiel von Recherche und Darstellung sichert ihren hohen

wissenschaftlichen Rang. Die auf das nördlichere, nicht österreichisch konnotierte Mitteleuropa beschränkte Perspektive beleuchtet die kleinen, die Misch- und die Minderheitenliteraturen stets als irgendwie zwischen den großen (vor allem der deutschen und der polnischen Kultur) eingeklemmt, – man hätte die Perspektive auch einmal in ihr Gegenteil kehren können. Es liegt eine Textstudie vor, in der die jüdische Lebenswelt und Autorschaft fast durchgehend und explizit ausgeschlossen bleibt, was aber zumindest an einzelnen Fallstudien hätte durchbrochen werden sollen, da die europäisch-jüdischen Studien ja auch als Teil der Mitteleuropäistik gelten können – und umgekehrt. Als textuell abgestützte und an Kulturräumen orientierte Studie umschifft sie die Frage nach der spezifisch mitteleuropäischen Intellektualität, man möchte bisweilen mehr darüber erfahren, ob die Regionen neben ihren Regionalisten auch Universalisten hervorgebracht haben – und fühlt sich dann doch wieder genötigt, den Hut abzunehmen vor Joachimsthalers kluger und differenzierter Belesenheit. Seiner Studie dürfte der Status eines Standardwerkes sicher sein.

Barbara Breysach (Olsztyn/Frankfurt a.d. Oder)